Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 10. Februar | 1921 / Nr. 33.

Flammen.

Roman von

Hans Schulze.

15. Fortsetzung. Nachdruck verboten

Kopf an Kopf gingen die beiden Pferde im verhaltenen Trab einsamen Buchenwege hinunter.

Weiße Schaumflocken lagen auf den Sprungriemen und den Mähnen der schlanken Hälse und ein helles Wiehern stieg dann und wann heraus, ordernd auf, wenn der Fuchs dem schnelleren Hunter an den Gurten zu bleiben suchte.

Zuweilen gurrte es schläfrig im Holz.

Eine Kinnkette klirrte, das Sattelzeug knarrte leise.

Und wie im Traum ging unablässig das kühle Blätterrauschen, das seine Märchenflüstern, indes die Sonne mit roten, harten Lichtern durch die ragenden Tannen zuckte.

„Sie ritten durch den grünen Wald
Bei Vogelsang und Sonnenschein — —"

Die alte Weise Tom des Reiners lag Alsleben auf einmal im Ohr, daß ihm alles um ihn her wie verzaubert erschien, so voll Hoffnung, voll Glück.

Ein Birschweg zog sich zur Linken in Schlangenlinien durch den Hochwald, eine Wiese, wo die Lichter weich und geheimnisvoll flimmerten, eine verborgene Schlucht, heimlich, verschwiegen alles.

Schon längst war jedes Geräusch zwischen den beiden Reitern verstummt, als scheue sich ein jeder die köstliche Stille dieser Stunde durch ein lautes Wort zu entweihen.

Erst als die Pferde zum See hinableiten, der jetzt zwischen den hellen Laubbäumen vor ihnen auftauchte, unterbrach die Baronin das lastende Schweigen.

„Wollen wir nicht noch ein Weilchen absitzen?" bat sie. „Es ist so schön am Wasser, wenn die Sonne sinkt."

Alsleben stimmte freudig zu; mit einem raschen Sprung war er aus dem Sattel und hob seine Begleiterin herab.

Dann gingen sie nebeneinander über den weichen Ufersand und er führte die Pferde.

Ringsum die große Friedensstille des Tages, so tief und waldumhütet.

Der See in endlos dämmernder Weite, von der Linie des hohen Forstes meilenfern umzogen.

Ein einsames Fischerboot glitt mit stellaufgerichtetem Segel wie ein Schattenbild durch die blauen Fluten.

Und hoch oben am Himmel klang der heisere Schrei eines Raubvogels, der von der Jagd heimkehrend spät zu Neste zog.

Alsleben hatte die Pferde ein wenig abseits geführt und die Zügel leise um einen Erlenstamm geknotet.

Da standen sie, steckten die schmalen Köpfe zusammen, nickten und schüttelten sie dann wieder, als führten sie ein heimliches Gespräch gleich den beiden Menschen, die auf einem umgestürzten Baumstamm unten am Wasser saßen.

In zartem Duft verschwamm die Ferne.

Der Wind hatte sich ganz gelegt.

Aus den Wäldern stieg der Abend still hernieder und blieb noch einmal wie sinnend am Ufer stehen.

„So hab' ich mir oft die Heimat erträumt," sagte Alsleben, „wenn ich in einsamer Tropennacht ganz allein durch die Pampas streifte. Wasser und Wald im Abendrot, Felder mit wogendem Korn, sonnendurchglühter Nadelduft und ein alter Gutshof, hoch ummauert, als ritten noch Quitzows durch das Land."

Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und umfaßte mit sehnsüchtigen Blicken immer wieder das feine Profil der jungen Frau, das so still und ernst war, wie dieser Abend über Wald und See.

Seit langem schon war die Sonne hinter blaßrosa Schleiern zerronnen.

Nur im Westen stand noch ein letzter goldener Schein, daß die schlanken Birken am Waldrand wie in lichten Feuerflammen glühten.

Immer tiefer spann sich die Welt in Dämmerung und Dunkel.

Und in dem schützenden Schleier dieses Dunkels öffneten sich allmählich die Herzen, daß sie zum ersten Male von allerlei Dingen sprachen, die sie bisher ängstlich in innerster Seele vor einander behütet hatten.

Die Baronin erzählte aus ihrer Ehe, die fast ein Jahrzehnt lang so gleichmäßig dahingegangen war, daß sie ihr jetzt in der Rückschau des Augenblicks wie ein einziger glücklich-ruhiger Tag erschien.

„Mein Mann war mir ein guter Kamerad," schloß sie dessen jäher Tod eine große Lücke in mein Leben gerissen hat. Wenn auch unsre Liebe kein solches Weltuntergangsgewitter war, wie es Dr. Reinwaldt entfesselt, wenn er „Tristan und Isolde" spielt!"

Alsleben nickte gedankenvoll.

„Ja, die Liebe!" sagte er. „Ein jeder Mensch erlebt sie anders und wohl keiner hat ihre Tiefe ergründet. Auch in mein Schicksal hat sie einst mit rücksichtsloser Hand eingegriffen, daß ich noch die Narbe davon fühle und damals meinte, ich müßte ein Weltmeer zwischen mich und jene Liebe legen.

„Ich bin ein schwerblütiger Mensch," fuhr er dann nach einer kurzen Pause fort. „Aber gerade darum hat es mich vielleicht um so tiefer gepackt. Schon als ganz junger Leutnant hab' ich die leichten Liebesständeleien meiner Kameraden nie so recht begriffen, weil mir mein Elternhaus vor Augen stand und die Liebe etwas Hohes und Heiliges für mich war. Bis ich dann in meiner eigenen Ehe den Dämon in ihr kennen lernte, den Dämon der Leidenschaft, die nur zerstören, vernichten kann und nicht eher ruht, als bis sie sich selbst vernichtet hat!"

Von neuem hielt er aufatmend inne und peitschte mit der Reitgerte nervös den feuchten Ufersand.

Drüben in Pahlowitz glomm hier und da bereits ein Licht auf; ein Wasservogel schrie im Rohr und die ersten Fledermäuse glitten in lautlos schwankendem Fluge vorüber.

„Mit Jubel fing es an!" sagte er endlich, sich mit einem energischen Ruck wieder emporrichtend, „und nach einem halben Jahr war alles vorbei.

Wie soll ich Ihnen meine junge Frau beschreiben in ihrer ersten holden siebzehnjährigen Jugend! Wie ein Maimorgen war sie, so sonnig, so frisch, so voll kindlicher Anmut.

Jeder Tag, den ich mit ihr verleben durfte, war mir wie ein Geschenk und noch scheint mir die Zeit meines kurzen Glücks zuweilen wie ein einziger schöner Traum.

Und dann kam die Katastrophe, plötzlich, ohne jede Vorbereitung, mit einem furchtbaren Schlage mein Leben vernichtend.

Ich war eines Tages in einer dringenden wirtschaftlichen Angelegenheit auf mein Gut in der Uckermark gefahren. Es war die erste Trennung in unserer jungen Ehe und ich ahnte damals nicht, daß es eine Trennung für alle Zeiten sein würde. Ich hatte meine Abwesenheit ursprünglich auf eine halbe Woche berechnet, allein die Dinge wickelten sich so glatt und günstig ab, daß ich schon am Abend des ersten Tages meine Rückreise antreten konnte.

Spät in der Nacht kam ich wieder in meiner Garnison an, so recht frohen Herzens, meine junge Frau zu überraschen.

Da es keinen Wagen mehr am Bahnhof gab, mußte ich zu Fuß nach Hause gehen.

Es war eine helle Mondnacht, und ich hatte einen ziemlich weiten Weg, denn die Villa, die wir gemietet hatten, lag ganz am anderen Ende der Stadt.

Als ich den kleinen Vorgarten durchschritt, hörte ich im Erdgeschoß auf einmal gedämpftes Sprechen.

Das Herz stand mir plötzlich still.

Vorsichtig schlich ich mich bis dicht ans Haus und lauschte.

Jetzt unterscheidet ich in der nächtlichen Stille ganz deutlich die Stimme meiner Frau und eine Männerstimme.

Mit beiden Händen krampfte ich mich an das Weinspalier und zog mich langsam daran in die Höhe.

Und dann sah ich durch den nur angelehnten Fensterladen des Eßzimmers meine Frau, meine angebetete Frau, für die ich jeden Augenblick mein Leben hingegeben hätte, in den Armen meines jüngsten Leutnants.

Erlassen Sie mir bitte weitere Einzelheiten.

Die Dinge nahmen ihren selbstverständlichen Verlauf.

Vierundzwanzig Stunden später standen wir uns mit der Pistole in der Hand gegenüber.

Ich erhielt einen Schuß in die linke Schulter, der mich lange Monate auf das Krankenbett warf.

Als ich endlich nach einem halben Jahr die Klinik wieder verlassen konnte, hörte ich, daß meine Frau mit jenem Manne ins Ausland geflüchtet sei.

Da litt es mich nicht mehr in Deutschland.

Ich reichte meinen Abschied ein, verkaufte mein Gut und ging nach Südamerika, wo ein Vetter von mir große Ländereien besitzt.

Das ist die Geschichte meiner Liebe.

Die einfache, alltägliche Geschichte des betrogenen Mannes, wie sie sich hundertfach ereignet und von der Welt über zumeist noch im stillen belächelt wird.

Ich aber kann von mir nur sagen, daß es mich damals ins Herz getroffen hat, denn ich habe meine Frau über alles geliebt!"

„Und Sie haben nie wieder von ihr gehört?"

„Doch, vor zwei Jahren traf ich in Brasilien einen alten Freund, der mir aus der Heimat Grüße brachte. Und mit auch von meiner Frau berichtete. Sie sei verdorben, gestorben. Nach einem Leben in Saus und Braus. Wer weiß wo?"

Ein Schweigen entstand.

Feucht und kühl wehte es vom See herauf.

Die Baronin erhob sich.

„Wir müssen heim!" sagte sie leise.

Still ritten sie wieder durch den langsam dunkelnden Wald.

Ueber den verlassenen Wiesen brauten die ersten milchigen Nebel.

Aus einem Rapsfeld äugte ein Reh, das große sanfte Auge ohne Scheu.

Eine letzte leise Erinnerung kam noch einmal in dem Manne an jene Frau, die einst mit seinem Glück und Leben gespielt hatte.

Süß, schwer und brennend.

Dann war es vorbei.

Für immer.

Als sie auf den Schloßhof einritten, schlug es bereits neun Uhr.

„Kommen Sie nach dem Abendbrot herein?" fragte die Baronin mit unsicherer Stimme.

Alsleben schüttelte den Kopf.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau! Aber ich möchte doch schon lieber jetzt um Urlaub bitten. Ich passe heute nicht mehr unter Menschen, gerade heute nicht! Gute Nacht."

(Fortsetzung folgt.)

Programm.

Ich weiß, mein Freund, dich ekelt das Getriebe
Der Politik im Ganzen und mich an
Jedoch verzeih', daß ich dich etwas schiebe,
Denn sieh': Du irrst! Was ich bewirken kann.
Du hältst an sich schon von des Wählens Brauch nichts,
Und keine der Parteien — ist wie sie soll —
Als Pessimist denkst du: das hilft ja auch nichts!
Und kurz und gut: Du hast die Reese voll.

Nun schön, dann zieh' das Schnupftuch aus der Tasche
Und schnaub dich mal und kalkuliere so:
Zwar brennt's, jedoch noch ist nicht alles Asche,
Man sieht vielleicht — weiß man erst wie und wo.
Eins ist gewiß: es darf nicht weiter brennen!
Und dann — der Bolschewisten rotes Paradies,
Das kennste nun und willst's nicht weiter kennen,
Weil es sich mies, bei Tageslicht, erwies.

Du willst in Ordnung deine Arbeit fördern,
Du willst 'nen Staat und nicht 'ne Stra anstalt,
Du willst nicht leben unter Sowjetmördern,
Du willst, daß Preußen gelte, was es galt.
Hast dazu du ein unfruchtbares Grollen?
Ach nee, mein Lieber, hält' dich 'll der stramm
Und wähl' mit denen, die das auch nicht wollen —
Auch was du nicht willst, ist schon ein Programm!

Mosla.

Des Lieblings Tod.

Von

Adolf Kassau.

(Nachdruck verboten.)

Ein unbarmherzig harter Winter war wie eine schwere Heimsuchung allmächtiger Gewalten über die arme Erde gekommen, und hatte alles freudige Leben in seinen Quellen erstickt. Verschüchterte Vögel suchten ohne Erfolg das starre Geäst nach einem kargen Mahl ab. Das Wild des Feldes und Waldes huschte und jagte, vor wütendem Hunger alle Furcht vergessend, um das verschneite Dorf. Die Raben kamen in Scharen auf die Bauernhöfe gestrichen und kollten von hohen Hausgiebeln ihr klägliches Sterbelied. Die Hunde heulten in ihren windigen Hütten, und aus dem nahen Walde schallte am hellen Tage das heisere Gebell des Fuchses.

In den stattlichen Bauernhäusern zwar merkte man nichts von des Winters Leid und Last; vielmehr schien es ihren glücklichen Insassen jetzt erst recht zum Bewußtsein zu kommen, welcher Bevorzugung seitens des Schicksals sie sich erfreuen konnten. Der Geruch dampfender Schlißeln, saftiger Braten, kernfester Schinken, gutgebackenes Brotes weiß dem Herrengefühl gar schön zu tun, und beim Schellengeläut verdauungsfördernder Schlittenfahrt läßt es sich fein stolz auf das Gehudel unter einem herabschauen. Aber ach ja, das Gehudel da unten! Bei dem war der Winter nicht der kurzweilige Gesell, sondern ein arglistiger Feind, ein mitleidloser, heimtückischer Barbar, den nichts anderes zu erfreuen schien, als des emsigen, gütigen Sommers Schaffensfrucht zunichte zu machen und dessen Sorgenkinder, die Armen, bis aufs Blut zu peinigen.

Als solcher Grauen- und Schreckensmann war der Winter auch in der Lehmkate des Tagelöhners Hinnerk Jürgen bekannt. Auf dem Hofe seines Bauern hatte es für ihn seit langen Wochen keine Arbeit mehr gegeben; denn das Getreide war längst ausgedroschen und das Holz geschlagen, angefahren und zerkleinert. Zwar erzielte er einen kargen Verdienst daraus, daß er Kiepen und Körbe flocht und flickte, aber die Kleinigkeit wollte weder vorn, noch hinten langen, und der Wassermüller, aus dessen Ried er sich bei Nacht die Weidenruten holte, war ein ausdauernder Aufpasser und hatte ihm schon Hölle, Tod und Teufel androhen lassen. Sein und seiner Hungergenossen in den anderen Lehmhütten einziger Trost war ein alter, halbverrosteter Vorderlader, der gemeinsames Eigentum der Kätner war. Er wurde der Reihe nach herumgereicht; ein jeder besielt und benutzte ihn immer während einer Nacht und gab ihn dann an den Nachbar weiter. Doch hatte auch diese Sache ihren großen, scharfen Haken. Der Pfänder, der von den Bauern angestellte Feld- und Waldhüter, schlich wie ein Fuchs ums Dorf herum, und wenn der Wilddieb nicht über besonders flinke Beine verfügte, dann war der Spion vor ihm zur Stelle, nahm die Beute an sich und bezahlte Schuß und Geschossenes nicht selten mit einer Anzeige.

In Jürgens Hütte hatte die Not überhand genommen. Sein hungerdürres Weib und seine sechs blaßwangigen Kinder kauerten, vor Frost und Hunger verschüchtert und verstört, um den lauwarmen Lehmofen. Die Kinder drängten sich schweigend dicht aneinander, um sich zu erwärmen. Der hochgewachsene, starkknochige Mann hantelte an einem Korbe ab und zu sching er, ingrimmig fluchend, die Hände über Kreuz gegen die Arme, um die erstarrten Finger wieder geschmeidig zu machen. In der rechten hinteren Ecke der erdgrauen Stube lag in einem Gehege eine magere Ziege. Sie wiederkäute nur selten, und das fast- und kraftlose Strohfutter hatte ihr Euter einschrumpfen lassen. Sie lag still und stumm da, und in ihren klugen Augen schimmerte es wie von verhaltener Klage. Sie trauerte wohl noch um ihren einstigen Lagergenossen, ein halbwüchsiges Schweinchen, das schon im Herbst sein junges Leben hatte lassen müssen und nun längst den Weg alles Fleisches, alles Schweinefleisches, gegangen war. Seitdem die letzte dünne, lappige Speckseite aufgezehrt war, hatten diese acht Menschen kein Fleisch mehr zwischen den Zähnen gehabt.

Als die Mutter im Ofen Feuer machte, um als Abendbrot eine dünne Cichorienbrühe zu bereiten, kam etwas Leben in die Kinderschar. Die Kleinsten machten sich an die Ziege, nötigten sie, aufzustehen, führten sie an den Ofen und fingen an, mit ihr zu spielen, als wäre sie kein lebendiges Geschöpf, sondern ein Stück Nürnberger Tand, vom Christkind, das sich anschickte, die Lande und Herzen mit seinem Weihnachtssegen zu überschütten, als Zeichen seiner unermeßlichen Gebergüte schon im Voraus hier dargereicht. Einige der Kinder hingen sich an den Hals des Tieres, andere streiften Papierfetzen auf seine Hörner; die kleine Anna legte ihre Wange an seine haarige Backe und küßte es aufs Maul. Alle zwölf Hände streichelten und liebkosten den Spielgefährten, und alle sechs Münder erschöpften sich in Schmeicheleien und zärtlichen Bezeichnungen des Lieblings. Das geduldige Tier ließ alles über sich ergehen und blickte mit seinen klaren, langen Augen auf die schmeichelnde Schar, als ob es sagen wollte: Ich habe euch nicht minder lieb, als ihr mich habt und bedaure nur, daß ich es euch nicht sagen und durch die Tat beweisen kann.

Da stand der Vater von seiner Arbeit auf, um ein Bündel Weidenruten herauszuholen. Im Vorübergehen gab er dem Tier einen leichten Schlag mit der flachen Hand und sagte: „Morgen ist dein jüngster Tag, lieber Langbart; da wirst du geschlachtet."

Diese Worte übten eine unerwartete Wirkung auf die spielende Schar aus. Anstatt sich des in Aussicht gestellten wochenlang entbehrten Fleischgenusses zu freuen, huben die Kinder ein lautes Wehklagen an und bestürmten die Mutter mit Bitten, dafür zu sorgen, daß ihr Zickelchen nicht geschlachtet würde. Dann machten sie Vorschläge, wie man den Liebling vor solch schrecklichem Schicksal bewahren könne. Eines meinte, die Mutter solle alle Messer verstecken; ein anderes machte sich anheischig, von jetzt an nicht mehr zu schlafen, sondern Tag und Nacht beim Zickelchen zu wachen; ein drittes wollte dem Tiere sein Tuch um den Hals binden, daß der Vater es nicht stechen könne. Man gab sich erst zufrieden, als die

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210210025/fragment/page=0001

Mutter, unter kaum verhaltenen Tränen, wiederholt ernstlich versicherte, daß ihr Liebling nicht geschlachtet werden würde.

Als der Vater hereintrat und sich wieder an seine Arbeit machte, sahen alle mit ängstlicher Schau auf ihn. Nach einer Weile machte sich das Aelteste hinten leise an ihn heran, schlang plötzlich seine Arme um des Vaters Hals und sagte mit weinender Stimme: „Nicht wahr, lieber Vater, du schlachtest doch unser Zicklein nicht?"

Nach diesen Worten drängten sich alle Kinder an den Vater heran. Einige umfaßten seine Knien, andere kletterten auf seinen Schoß und streichelten ihm die eingesunkenen Backen, und alle baten und bettelten durcheinander: „Nicht wahr, lieber Vater, Zicklein nicht schlachten? Nein, lieber Vater? Zicklein leben lassen! Wir haben doch sonst kein Zicklein mehr." Und das Zweitkleinste, das eben zu schwatzen anfing, wiederholte, bedauernd den Kopf schüttelnd: „Kein mehr."

Dem Kätner ging dieses Bitten und Jammern seiner hungernden Schar durch Mark und Bein, und wie hilfesuchend richtete er den Blick auf sein Weib, das weinend am Ofen stand und sicher selber nicht wußte, wie diesem Ansturm der Kinder am besten zu begegnen wäre. Dann aber nahm er all seine Kraft zusammen, zeigte mit einemmale eine grimmige Miene, schüttelte aufspringend die Bittsteller ab, daß sie übereinander auf den Boden purzelten, und rief mit rauher, aber vor weher Erregung bebender Stimme: „Wollt ihr wohl Ruhe halten, ihr Göhren, ihr verflixten Bälger! Natürlich wird das Biest, die alte Zicke, geschlachtet! Alle Leute schlachten ihre Zicken; da muß unsere auch dran. Und nun das Maul gehalten und keinen Muck mehr!"

Dann aber stürmte er hinaus und sein Weib hinterdrein, und draußen hielten sie sich umschlungen und schluchzten vor herzzissem Weh.

Am anderen Morgen, als die Kinder noch schliefen, ward alles zum Schlachten hergerichtet. Er wetzte auf dem Flur das Messer; sie stellte eine Bank mitten in der Stube auf und hielt Topf und Quirl zum Auffangen und Umrühren des Blutes bereit. Dann holte er die Ziege, die neugierig liegend in ihrer Ecke hockte, vor, hob sie hoch und legte sie auf die Bank. Als er darauf nach dem bereit liegenden Messer griff, erhob das geängstigte Tier ein lautes, klagendes Meckern. In diesem Augenblick richtete sich die zwölfjährige Martha im Bette auf, und als sie die Scene erkannte und das gezückte Messer in des Vaters Hand bemerkte, schrie sie überlaut: „Ach, Vater, was machst du? Vater! Vater! Wacht auf! Gustav, Ernst, Emma, wacht auf! Der Vater will unser Zicklein schlachten!" Nun waren alle Kindre wach und heulten im Chor: „Unser Zicklein! Unser Zicklein! Mutter, nimm dem Vater das Messer weg! Zicklein soll nicht sterben!"

Ueberwältigt von dem Angstschrei der Kinder, bat nun auch die Mutter den Zögernden, gleichsam in den Chor mit einfallend: „Laß leben, Mensch, laß leben!"

Da schauderte der Mann, wie von tiefem Entsetzen über sein mörderisches Vorhaben gepackt, das Messer in die Ecke und ließ das Tier los, das alsbald mit leisem Meckern in seine Ecke hoppelte. Dann ließ er sich auf die Bank nieder, stützte die Arme auf die Knien und ließ den Kopf schwer in die Hände sinken. Seine Frau stellte den Topf mit dem Quirl beiseite und setzte sich stumm zu ihm.

Nach einer Weile sagte er leise: „Weißt du, ich will es noch mal mit der Knarre versuchen. Sie muß jetzt bei Kunst sein. Ich erhielte sie ja erst in acht Tagen; vielleicht aber läßt er sie mir auf ein paar Stunden. Wenn ich einen Krummen erwische, können wir uns wieder einige Tage weiterhelfen. Wenn wir nur erst über Weihnachten hinaus wären! Sobald das Frühjahr naht, kaufen die Bauern eher Körbe und Kiepen als in dieser trostlosen Zeit."

Am nächsten Abend ging er zu Kunst, und der ließ ihm auch den Vorderlader für die halbe Nacht. Als er das Gewehr geladen hatte, machte er sich, von seiner Frau eindringlich zur Vorsicht gemahnt, hinaus in die Nacht. Und während die Kinder schliefen, stand sie bebenden Herzens am Fenster und lauschte in die Dunkelheit. Nun hörte sie einen Schuß fallen, und ein leiser Schimmer freudiger Hoffnung erhellte für die nächsten Augenblicke ihre Zukunftsträume. Nach einer Weile sagte jemand keuchend ums Haus. Alle Glieder flogen ihr, und sie sank auf einen Stuhl. Nun ward die Haustür geöffnet, und alsbald trat Hinneck in die Stube, bleich wie der Tod.

„Nichts!" keuchte er, stellte das Gewehr an die Wand und setzte sich, schwer atmend, auf die Bank daneben. „Der Hund, der verfluchte, hat den Raub genommen. Er kam hinter einem Ellernbusch vorgesetzt und nahm den zappelnden Krummen an sich. Mir blieb nichts übrig, als mich vor dem Satan zu retten. Ei verdammt! Nun muß das arme Zicklein doch daran glauben. Wir wollen uns sofort daranmachen. Die Kinder liegen im ersten Schlaf und werden nicht so leicht munter. Komm, wir schlachten sie auf dem Flur."

So mußte der Kinder Liebling für sie sein Leben lassen. Als die Kleinen am Morgen die Ecke leer fanden, erhoben sie ein jämmerliches Geschrei, und die Mutter hatte ihre liebe Not, sie zu beruhigen. Sie gaben sich erst einigermaßen zufrieden, nachdem die Mutter ihnen wiederholt versichert hatte, daß das Zicklein nicht geschlachtet, sondern vom Christkindlein mitgenommen worden sei und daß sie im schönen Frühling ein neues Zicklein bekommen würden.

Und als zu Mittag die volle Fleischschüssel auf den Tisch gebracht ward, klatschten sie in die Hände und jauchzten vor Freude.

Wodurch wirkt der männliche Filmstar?

Kino-Plauderei von

Walter Tiedke.

(Nachdruck verboten.)

Kürzlich kam ich in das Fern Andra-Atelier, im Norden Berlins. Man war mitten in der Aufnahme eines Dramas, worin der dänische Schauspieler Olaf Fönss die führende Rolle hatte. Vom Inhalt des Stückes wußte ich nichts. Was da gespielt wurde, war für mich ohne allen Sinn und Zusammenhang, und trotz alledem spürte ich: diese Szene „wirkt". Die starke Kunst des Dänen riß die andern Darsteller mit in eine — darf man es aussprechen? — weihevolle Stimmung. Weihevoll . . . trotz der störenden Umgebung, trotz der grellen Jupiterlampen, trotz des Herumstehens weißbekittelter Theaterarbeiter. Ein Beispiel. Der Däne, der jedes deutsche Wort versteht, aber nicht jedes deutsche Wort fehlerfrei ausspricht, hatte eben seinen „Vater" ermordet, jetzt kommt sein Bruder herein; auf die Leiche deutend, hat Fönss auszurufen (was im Film als Aufschrift erscheint): „Ich habe ihn getötet, töte du mich!" Dreimal wird die Szene geprobt, wobei jedesmal der Regisseur diesen Ausruf zitiert, bevor der dänische Künstler die Worte zu sprechen hat. Nun beginnt die eigentliche Aufnahme. Fönss spielt hinreißend. Der Bruder tritt ein und, auf den Toten deutend, ruft der Held mit tragischer Gebärde dem Bruder entgegen: „Ich habe ihr gesterbt, sterbe du mir!" — — —

Du lachst, Leser? Die Mitspieler, die Umherstehenden haben nicht gelacht. Das Spiel des Künstlers wirkte so packend, daß die unfreiwillige Komik seiner Worte allen erst dann zum Bewußtsein kam, als Fönss die Szene zu Ende gespielt hatte. Erst dann kam der Humor zu seinem Rechte . . . So „wirkt" die Kraft eines starken Künstlers.

Wodurch wirkt der Filmstar überhaupt? Wenn er schön, talentvoll und — weiblich ist, scheint die Frage leicht. Helga Moja, die jetzt in dem neuen hübschen Terra-Theater zu Charlottenburg die abwechslungsreiche Hauptrolle des „Aschermittwoch"-Films spielt; Margit Barnay, deren Jugend in das alte Reich der Drama „Ich bin du" die Rolle der Grazie führt: sie wirken durch Schönheit, Anmut, Liebreiz (und — selbstverständlich — durch Können). Aber wodurch wirkt der männliche Filmstar? Die Frage ist schwerer zu beantworten. Jeder „Star" will da besonders betrachtet werden.

Da ist Erich Kaiser-Titz. Die weltmännische Gewandtheit, die Klugheit, die im bürgerlichen Leben die bezeichnenden Züge seines Wesens bilden, offenbaren sich in seinem Spiel. Das Fräulein im Kinoparkett denkt: „Solch einen klugen Mann möchte ich auch heiraten!" Folglich ist bei diesem Künstler der Wirkungs-Faktor: Klugheit.

Carl Bedersachs trägt die besten Herrenkleider Berlins. Das Fräulein im Parkett denkt: „Ach, wer doch solch einen gutangezogenen Bräutigam hätte!" Wirkungs-Faktor: Eleganz.

Max Landa. Am besten in Detektiv- oder ähnlichen Rollen. Tritt mit unerhörter Scherheit auf. Durch sie erzielt er die Begeisterung der Damenwelt.

Bruno Kastner lächelt. Das ist nicht viel, wenn man's am Maßstab der Bühnenkunst mißt. Und doch viel, gemessen mit dem Maßstab der . . . Lebenskunst. Gerade den Frauen erscheint Lächeln als die höchste Weisheit der Lebenskunst.

Friedrich Zelnik. Ich sah ihn zuletzt in „Monte Carlo". Hauptrolle: er. Regie: er. Und die Hauptrolle ist so geartet, daß Zelnik in jeder Lage der Regisseur bleibt, der Regierende, der Regierer, der Herrscher, der Beherrscher der Situation. So macht er auch das Fräulein im Parkett zu seiner „ergebenen" Bewunderin.

Gunnar Tolnaes, der Maharadscha. Jede Bewegung, jeder Blick gemessen, zurückhaltend. Der Maharadscha verfügt zu jeder Sekunde über ein unglaubliches Maß von Selbstbeherrschung. Nein, diese edle Ruhe! Das Fräulein im Parkett denkt: „Was hat Gerhard gestern gewettert, als ich eine Stunde zu spät kam! Maharadscha würde das nicht tun; der bliebe vornehm und ruhig. Ach, wenn ich doch einen Gerhard wie diesen Maharadscha hätte!" Folglich Wirkungs-Faktor: Selbstbeherrschung.

Königin Mode.

Plauderei von

Alfred Mello.

(Nachdruck verboten.)

Sie ist Herrscherin zu allen Zeiten gewesen; ihr huldigen Könige und Fürstinnen. Niemand fragt nach ihren Launen, denn jedermann ist ihr untertan. Tausende und Abertausende folgen gern und willig jedem ihrer Gebote., denn wie sie geht und sich trägt, diese Königin aller Königinnen, das gilt als vornehm und zeitgemäß.

Automatisch genau für jedes Vierteljahr schreibt Königin Mode die Gesetze darüber, wie man sich zu kleiden hat. Was sie dabei an Tribut fordert, ist keine geringe Steuer. Oft gibt sie uns auch von Eigenheiten Kenntnis, an die man sich nur schwer gewöhnen kann. Wenn aber die Hauptstädte diesen absonderlichen Wünschen gerecht werden, dann kann die Königin einen neuen Siegeszug durch das ganze Land halten.

Mir uns meint es die Mode noch immer freundlich; ihre tollsten Schrullen gibt sie meist in Paris und Amerika kund, wo sie mehr Anhänger für launenhafte Willkür findet. Da hat sie den Amerikanerinnen jetzt den „Spitzstrumpf" beschert, weil Florstrümpfe längst nicht mehr modern sind. Grell-leuchtende, farbige und breite Gazestreifen werden gleich den Wickelgamaschen bis zum Knie hinauf um das zartgeformte Bein gelegt und die Amerikanerin findet dieses neue Modegesetz sehr kleidsam und schick. Ob dazu auch der Fügelschuh passen wird, ist eine andere Frage; denn dieser Damenschuh trägt als besonderen Schmuck große bunte Fügelfedern, vorn mit einer Schnalle zusammengehalten. Der buntgeschmückte Schuh und der buntleuchtende Strumpf — wer sollte da den Amerikanerinnen nicht auf die Füße schauen?

Eine besondere Anziehungskraft um zu wissen, wieviel die Stunde geschlagen, hat für viele auch die Fußband-Uhr, die anstelle der Armband-Uhr von der Damenwelt getragen wird. Auf dem weißseidenen Strumpf, am Knöchel, wird sie mit einem schwarzen Seidenband befestigt; auch in Strumpfbandform wird sie angelegt. Grund genug, daß die Herren der Schöpfung an dieser neuen Mode ihre ganz besondere Freude haben.

Den Pariserinnen beliebt es, nicht mehr im zierlichen Lackschuh beim Nachmittagsbesuch vorzusprechen. Auch da für hat die Königin Mode einen Ausweg gefunden. Der Schuh wird jetzt ohne Absatz in Form eines kleinen Holzpantoffels — um 1200 Mark das Paar — angefertigt, wobei der Fuß mit einem Gummibändchen befestigt bleibt. So geht man jetzt in Paris in Pantinen aus und freut sich dieser neuen Modelaune. Für die Pariserinnen hatte die Mode von jeher eine besondere Vorliebe; darum sind jetzt in den großen Warenhäusern eigene Modeberaterinnen angestellt, die vor jedem Einkauf ausführlich alle Wünsche besprechen, damit die Damenkundschaft sofort das Geeignete auswählen kann. Auch den Muff hat die Mode abgeschafft und dafür die sorgfältig gepflegten Frauen- und Mädchenhände mit dem ziemlich uniformigen Ueberhandschuh bekleidet. Aber damit ist der Vorteil verbunden, daß man diesen Handschuh mit allerlei Zierrat aus Perlen, Bändern und Pelz, auch mit Stickereien, schmücken kann.

Herrscherinnen haben nicht nur Launen, sondern sie können auch wie jeder sonst Sterbliche Vorteilen begegen, und „Modevorteilen" zählen mit zu den kostspieligsten.

Auch dafür schafft Paris mit dem doppelfarbigen Gesellschaftskleid eine Ausnahme. Besonders auffallende Farben werden dafür gewählt: ist die Vorderseite des Kleides hellrot, so ist die Rückseite dunkelfarbig. Diese Farbengegensätze haben nur die eine Wirkung, daß man im Gewühl des Ballsaals selbst Bekannte nicht mehr heraus kennt.

Wenn sich dagegen eine ägyptische Sultansgattin ein Hofkleid aus echten Goldfäden und mit reichen Goldstickereien in Paris arbeiten läßt, so bedeutet das ein wirklich königliches Gewand, wofür auch ein fürstlicher Preis in Rechnung gestellt wurde.

So herrscht die Mode über Königreiche, Fürstentümer, Republiken, aber ihr Herrschertum wird als keine Last empfunden. Eines ist ihr besonders zu danken: ihre Gesetze schaffen Millionen Menschen ausreichenden Verdienst. Dich er, Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Handwerker, Geschäftsleute, Angestellte, Redakteure, Redaktrices, alle sind in ihrem Reiche tätig.

Der Thron der „Königin Mode" ist fest gestützt; sie wird weiter Herrscherin bleiben für lange Zeit!

Literatur.

Johannes Fischart (Erich Tombrowski): Das alte und das neue System, Band 3, „Köpfe der Gegenwart." Berlin W. 15. Oesterheld u. Co., Verlag.

Johannes Fischarts künstlerische und politische Porträts, die unter dem Titel „Das alte und das neue System" bereits in zwei Bänden veröffentlicht sind, werden heute in deutscher und fremder Sprache bereits in der ganzen Welt gelesen. Jetzt hat Fischart, der, sein Pseudonym führend, sich als der bekannte Publizist und Politiker Erich Tombrowski bekennt, einen neuen, dritten in sich abgeschlossenen Band weiterer biographischer Porträts unter dem Titel „Köpfe der Gegenwart" erscheinen lassen. Alle, die in der letzten Zeit auf der Bühne der großen Tagespolitik als Politiker, Führer, Abgeordneter Wirtschaftskapitäne an unserem Auge vorüberhuschten, werden hier in feinster litterarischer Kunst und mit großem fachlichem Wissen dargestellt. So u. a. Stinnes, Cunos, Einstein, Max Reinhardt, Rudolf Mosse, Karp, Däumig, Hauzmann, Klara Zetkin, Heinze und so fort in bunter Folge. Die Fischartschen Bände sind im wahrsten Sinne des Wortes „Bücher der Zeit".

„Der Zusammenbruch". Philipp Scheidemann hat seit dem 25. Juli 1914 ein Tagebuch geführt. Nacht für Nacht hat er darin aufgezeichnet, was von den Ereignissen der Zeit ihm wichtig erschien. So hat er 26 dicke Bücher vollgeschrieben. Aus solchen Urkunden, die den Niederschlag der Ereignisse blutsfrisch wiedergeben, hat Scheidemann jetzt eine Auswahl vorgenommen und unter dem Titel „Der Zusammenbruch" im Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin, veröffentlicht. Das Buch enthält auf 250 Seiten, zumeist in wörtlicher Wiedergabe, die betreffenden Tagebuchstellen, dazu zahlreiche Briefe, Kundgebungen, Sitzungsprotokolle und dergleichen mehr. Sehr vieles ist völlig neu und hilft nicht wenig dazu, die Zeit des Krieges und des aus ihm sich ergebenden Unglücks besser als bisher kennen zu lernen. Auch manche der beteiligten Persönlichkeiten bekommt durch die Bekenntnisse Scheidemanns neue Charakterzüge. Dabei ist festzustellen, daß Scheidemann sich stets bemüht, mit größter Gerechtigkeit zu schildern und zu urteilen. Es ist zum mindesten interessant, daß der sozialdemokratische Führer auch für Hindenburg und Ludendorff verständnisvolle Worte zu finden wußte, und daß er die fatale Lage des Reichskanzlers Bethmann Hollweg vom ersten Tage an richtig erfaßt und bewertet hat. Nichts liegt ihm ferner, als seine Parteigenossen zu schonen. Im Gegensatz zu den meisten der Memoirenbücher der letzten entscheidenden Jahre gibt Scheidemann keine Verteidigungsschrift. Er sucht weder sich noch seine Politik noch die seiner Partei zu rechtfertigen. Er schildert, was er erlebt, und oft genug, was er bitteren Herzens erlitten hat. Durch solche Sachlichkeit und zugleich durch die Schlichtheit einer wirklich volkstümlichen Sprache wirkt das Buch nicht nur überzeugend, sondern vielfach ergreifend, ja erschütternd. Es umfaßt die ganze Spanne von der Kriegseröffnung bis zu dem Entschluß des Reichskabinetts, den Gewaltfrieden zu unterzeichnen, d. h. also bis zum Rücktritt Scheidemanns von der Reichsleitung.

Schleiermacher's preußisches Wirken 1806—1813. Von Christian Boeck. 1920. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin SW 48, Friedrichstraße 226.

„Geschichte der politischen Parteien in Deutschland" von Dr. Ludwig Bergsträßer, Universitätsprofessor in Berlin, Mannheim, Berlin, Leipzig, J. Bensheimer.

Der Verfasser, der durch eine Reihe parteigeschichtlicher Studien seit Jahren bekannt ist, gibt nunmehr eine Gesamtdarstellung der geschichtlichen Entwicklung der politischen Parteien in Deutschland von ihren ersten Anfängen im 13. Jahrhundert bis zur unmittelbaren Gegenwart. Wer sich mit der Geschichte unserer Parteien noch nicht befaßt hat, erhält infolge der klaren Gliederung und der ausgezeichneten Darstellungsgabe des ja auch als Schriftsteller schon rühmlichst bekannten Verfassers die vortreffliche Anleitung.

Dr. H. Timpe. Die Unterschiede zwischen Frauenmilch und Kuhmilch und die Bedeutung des Daseins für die Säuglingsernährung. Verlag F. C. W. Vogel, Leipzig.

Dr. Kurt Gaebel. 1920. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin SW 48 Friedrichstraße 226.

Walter Bloem: Heldentum von gestern. Schauspiel in drei Akten. Verlag Grethlein & Co., Leipzig Zürich.

Der Falter und die Einsame. Gedichte und dramatische Skizzen von Werner Heine. Wolf von Kornatzki Verlag in Weimar.

Das Kapitalertragssteuergesetz vom 29. März 1920. Erläuterte Ausgabe von H. Rohde. Industrieverlag Spaeth und Linde, Berlin.

Wirtschaftliche und finanzielle Folgen des Vertrages von Versailles. Von Dr. ehr. Lederer, Geheimer Regierungsrat und Ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität Köln. Bonn 1921. A. Marcus und E. Webers Verlag.

Industrieschaften. Ein Beitrag zur Frage des deutschen Wiederaufbaus. Von Dr. Fritz Pabst. Berlin, Carl Heymann.

Das Selbstbestimmungsrecht in Ehe und Liebe. Zur Reform der Ehescheidung von Dr. jur. et. rer. pol. Otto Marx, Rechtsanwalt in Heidelberg. (Abhandlungen aus dem Gebiet der Sexualforschung Band 3, Heft 2). Bonn. 1920. A. Marcus u. E. Webers Verlag.

Das Erbe der Väter. Ein Künstlerroman von Mathilde Eleonore Schmitz. Verlag Otto Hillmann, Leipzig 1920.

Die Fahne, ein Zeitschrifter für Bücherfreunde. 2. Jahrgang. Heft 1. Verlag Walter Seifert, Stuttgart und Heilbronn. Die erste Nummer im neuen Jahre bringt wiederum wertvolle Aufsätze und Schätzungen bekannter Autoren. Besondere Beachtung verdient Manfred Kyders Märchen „Das Tagewerk vor Sonnenaufgang", dessen beziehungsvolles Geschehen gerade unserer hastenden Zeit eine eindringliche Mahnung werden sollte.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 4630.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210210025/fragment/page=0002